

GÜNTER HABICHT

Wo kommen wir dann da hin



»Fast
so gut wie
meine Bücher!«

**RENATE
BERGMANN**



ullstein

Günter Habicht ist 63, frühverrenteter Busfahrer, leidenschaftlicher Kleingärtner und Zeltplatzwart. Er hat zu allem eine Meinung und für ihn zählt, was schwarz auf weiß irgendwo steht. Das gilt aber nicht fürs Internet! Er ist nur Mitglied in der WhatsApp-Gruppe »Abendfrieden«, weil er sonst keine Infos mehr aus der Gartenkolonie bekommt.

Torsten Rohde, Jahrgang 1974, hat in Brandenburg/Havel Betriebswirtschaft studiert und als Controller gearbeitet. Unter dem Pseudonym Renate Bergmann hat er bereits zahlreiche Bestseller veröffentlicht. Nun startet seine neue Serie mit dem Offline-Opa Günter Habicht.

Günter Habicht

Wo kommen
wir denn da hin

Der Offline-Opa sorgt für Ordnung

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage November 2021

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: © Rudi Hurzlmeier

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Amasis MT

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06479-6

Gestatten Sie, dass ich mich vorstelle?

Habicht. Günter Habicht, 63.

Günter ohne h. Es gibt auch Günter mit h, aber meine Mutter war schon immer pragmatisch veranlagt und entschieden gegen jedes überflüssige Getüddel. Sie ist eine Preußin durch und durch. Ich habe auch keine weiteren Vornamen, nicht wie mein Freund Erbse, der eigentlich Eberhard Gottlob Walter heißt. Höhö. Fast wie Prinz Charles, der hat auch vier Namen!

Ich bin verheiratet und habe ein Kind. Na ja, Kind ... Mareike wird jetzt bald 30, aber Kinder bleiben sie ja schließlich immer, das sieht meine Frau Brigitte genauso wie ich.

Ich bin pensionierter Busfahrer und passionierter Ordnungsliebhaber. Pensioniert ist nicht ganz korrekt, »in Rente« müsste es wohl genau heißen, aber ... ich fühle mich nicht so alt und wie ein Rentner! Rentner sind alte Damen mit Kompottthut und Herren mit Hörgerät, aber doch nicht Brigitte und ich!

Ich sag Sie das, wie es ist, es kam für mich sehr überraschend, als die Chefin mich ins Büro bestellte und mir Kaffee anbot. Das war in über 40 Jahren nie gewesen,

da wurde ich gleich hellhörig. Das Angebot nahm ich natürlich an, man kriegt ja nichts geschenkt im Leben, aber misstrauisch war ich auch. Dann palaverte sie eine lange Rede lang über Kosteneinsparungen, Effizienz und neue Strukturen und kam dann irgendwie auf das Thema Abfindung und Vorruhestand und solchen Kram. Langsam dämmerte mir, dass die mich nach Hause schicken wollte.

Mich! Einen Mann in der Blüte seines Lebens, einen, der Erfahrung, Übersicht und Tatkraft in sich vereint und der im Gegensatz zu so vielen jungschen, angelernten Hüpfern, die sie da jetzt auf den Bock setzen, noch mit Herz und Seele Busfahrer ist.

War. War, nicht ist.

Es hatte ja keinen Sinn, sich aufzuregen. Wenn die einen loswerden wollen, drücken sie das auch durch, und wehrt man sich, ist von Abfindung plötzlich keine Rede mehr, und man ärgert sich auf den Ämtern oder vor Gericht rum. Und so stehe ich nun meiner Frau in Gänze unterstützend zu Hause zur Seite.

Brigitte und ich sind ein Jahrgang, wir haben uns in der Schule kennengelernt. Sie ist gelernte Einzelhandelskauffrau und arbeitete als Kassiererin in einem großen Supermarkt. Bei ihr war die Schulter nach den langen Jahren am Kassenband morsch, und ein paar Wochen bevor mir meine Chefin eröffnete, dass ich nun ... dass ich mich ins Private zurückziehen würde, hatte sie Altersteilzeit beantragt. Die spinnen da ja auch, im Supermarkt. Die haben fast keine Vollzeitkräfte mehr, nur noch Aushilfen. Also Studenten oder Rentner, die sich was dazuverdienen. Die sollen für ein paar Euro

schuften wie volle Kräfte. Deshalb hat Brigitte, sobald sich die Gelegenheit bot und sie ihre Jahre voll hatte, in Rente gemacht. Jawoll, sie musste Abschlüge hinnehmen und Abstriche machen, aber lieber so, als dass sie durchknechtet, bis sie auf den Knochen gar nicht mehr kann, oder was? Es ist bei ihr nicht anders als bei mir, ob nun jahrzehntelang auf dem Fahrerbock oder an der Scannerkasse – das geht nicht nur an die Nerven, sondern auch auf die Knochen. Und ich spreche nicht nur vom Rücken! Das ewige Sitzen tut nicht gut, das ist ja allseits bekannt, und auch in den Schultern hat man nichts als Verspannungen. Drehen Sie mal so einen Buslenker! Nee, wenn es genug ist, ist es genug. Und der Verkehr wird ja auch immer verrückter. Wir fanden uns also ab und waren eigentlich recht zufrieden.

Nur ... Wir hatten nun schlagartig eine Situation, mit der wir erst mal lernen mussten umzugehen, das sag ich Sie ganz offen, so wie es ist. Sicher, wir sind über 40 Jahre verheiratet und kennen uns, aber wir haben vorher in Schichten gearbeitet. Brigitte hatte versetzte Wochen und lange Samstage, bei mir gingen die Schichtblöcke oft auch über Sonntag. Das war ganz selbstverständlich. Manche Tage sahen wir uns nur kurz, und gemeinsam frei kam nicht unbedingt jede Woche vor. Da muss man sich erst mal dran gewöhnen, dass man nun jeden Morgen nebeneinander aufwacht und der andere dann auch da ist und vor allem, dass er bleibt.

Wir lernten uns völlig neu kennen und mussten erst mal lernen, uns zu ertragen. Äh, *vertragen* natürlich.

Brigitte war auf einmal IMMER da!

Schon bald merkte ich, dass meine Frau wirklich anstrengend sein konnte, Ihnen darf ich das ja sagen. Sie konnte nie »Fünfe gerade sein lassen«, wie man so schön sagt, und war ständig am Wirbeln. Mit Vorliebe rückte sie zum Beispiel Möbel um. Ich sag Sie das, wie es ist: Das Schienbein habe ich mir an der Couchlehne blutig geschlagen, weil das Sofa auf einmal mitten im Raum stand! Das hatte sie in einer amerikanischen Serie gesehen. Nun ist aber Spandau nicht Hollywood und ich bin nicht zu Besuch bei den »Golden Girls«, deshalb bestand ich darauf, dass das wieder zurückgeschoben wird. Ich hätte sonst beim Fernsehen Nackenstarre gekriegt!

In Brigittes Augen machte ich alles falsch. Saß ich am Frühstückstisch und las den *Spandauer Boten*, regte sie sich auf, dass ich im Weg wäre, weil sie staubsaugen wollte. Ging ich ins Bad, klopfte sie an die Tür und drängelte, weil sie an die Waschmaschine musste. Und bot ich an, zu helfen und vielleicht die Kartoffeln für das Mittagbrot zu schälen, war das auch wieder nicht richtig, und sie meckerte, ich solle ihr nicht in die Arbeit pfuschen.

Es krachte immer mal wieder, und wir taten uns anfangs recht schwer damit, uns aneinander zu gewöhnen. Man musste sich erst arrangieren. Brigitte hätte es am liebsten gesehen, wäre ich tagsüber aus dem Haus gegangen. »So eine Tagesbetreuung für Frühpensionäre, eine Kita für Rentner, so was muss es doch geben!«, hörte ich sie sich am Telefon bei ihrer Freundin Doris beklagen. Ständig hielt sie mir Vorträge über sinnvolle Beschäftigungen und dass ich mir was suchen sollte, was mich ausfüllte.

Ich fand es sehr ausfüllend, gemütlich die Zeitung

zu lesen und endlich auch mal Zeit dafür zu haben, ein bisschen intensiver auf Ordnung und Sicherheit hier im Haus und im Kiez zu achten. Brigitte meinte das aber anders, ihr kam es vor allem darauf an, dass ich regelmäßig und für längere Zeit weg war.

Pah! Dabei hatten sich die Nachbarn Marotten angewöhnt, die es erst mal zu ahnden galt. Viel zu lange habe ich das Querulamentum hier durchgehen lassen.

Die Mülltonnen zum Beispiel. Ich sag Sie das, wie es ist: Es sah aus, als wäre eine Rote Wildschweine auf dem Hof gewesen und hätte in den Tonnen gewühlt. Das lag nur daran, dass die falsch gefüllt wurden und da so viel reingestopft wurde, dass die Deckel offen stehen blieben. Das lockte die Krähen und Elstern an, die die ganze Pampe auf der Suche nach Fressbarem auf dem Hof verstreuten. Ist doch logisch! Da habe ich aber auf den Tisch gehauen und bei jeder Mietpartei geklingelt und auf die Hausordnung hingewiesen. Da steht ganz genau, dass getrennt werden muss. Wenn man keine Essensreste in den Restmüll donnert und die Deckel zumacht, haben die Krähen auch keine Chance und es sieht aus wie bei ordentlichen Menschen und nicht wie bei ... Ich schreibe es lieber nicht, sonst muss das nur geschwärzt werden. Und was ist die oberste Devise beim Altpapier? Na? Klein machen!

Ich hatte also alle ermahnt und bezog nun, um die Einhaltung der Maßnahmen zu überwachen, mit Klemmbrett und Stift Position auf dem Balkon. Brigitte fand das lächerlich, sie regte sich fürchterlich auf und meckerte, ob ich nichts Besseres mit mir anzufangen wüsste, als die Nachbarn anzuschwärzen. Sie hatte of-

fenbar nicht im Ansatz verstanden, worum es ging. Die Frau Glaubrecht aus dem dritten Stock zum Beispiel, die habe ich erwischt, wie sie die Plastikverpackung ihrer Strumpfhose zwischen zwei Zeitungen in die Papiertonne geschmissen hat. Und in der Fischbüchse, die in die Restmülltonne flog, war noch fast eine halbe Portion drin! Na ja ... auf die Entfernung war das ohne Fernglas nicht so gut zu sehen, aber auf jeden Fall war sie nicht ausgewaschen. Wie das stinkt und das Ungeziefer anlockt, ist der Dame egal. Aber wenn erst mal Ratten da sind, die ja zwangsläufig von solchen Schlampereien angezogen werden, dann schreit die selbst am lautesten. Na, da bin ich aber hoch zu ihr und habe ihr einen Vortrag gehalten. Brigitte war das alles peinlich, die zischte ständig, ich würde sie unmöglich machen, ich solle mich nicht als Hauswart aufspielen und die Frau Glaubrecht würde sie schon schneiden. Ich würde den Zusammenhalt der Nachbarschaft gefährden.

Ich! Den Zusammenhalt gefährden! Na, da platzte mir aber der Kragen. Wenn ich auf die Einhaltung der Ordnung achte, die gerade diesen Zusammenhalt regelt, dann lasse ich mir das nicht zum Vorwurf machen. Die spinnen doch wohl alle, meine Frau vorneweg.

SIE hatte mit dem Zuhausesein Probleme, nicht *ICH*! Ihr fiel doch die Decke auf den Kopf, und schon nach ein paar Wochen ging sie wieder aushilfsweise kassieren, wenn Not an der Frau war. Mareike – also unsere Tochter – meinte mal süffisant zu mir, ob ich mir wohl vorstellen könnte, dass Mama nur arbeiten geht, um ein paar Stunden von mir weg zu sein. Merkwürdige Vorstellungen haben die jungen Leute, pah!

Brigitte wurde trotz ihrer Ausflüge an die Kasse immer ungehaltener. Es gab kaum noch ein nettes Wort zwischen uns. Alles, was ich vorschlug, wurde seziert und pingeligst genau umgedreht, bis es nichts mehr mit dem zu tun hatte, was ich eigentlich gesagt hatte. Die hat mir Vorhaltungen gemacht, da fehlen einem die Worte.

Ich mache mal ein Beispiel. Wir überlegen immer ein bisschen im Voraus, was man denn mal wieder essen könnte, und wenn mir eine Idee kommt, sage ich die. Meist fragt Brigitte und ist dankbar für Vorschläge, denn oft beschwert sie sich, dass sie nicht weiß, was sie kochen soll. Wir saßen bei Forelle Müllerin am Tisch und aßen – es schmeckte ausgezeichnet, und ich machte Brigitte das Kompliment auch! –, da kam mir Appetit auf Kartoffelpuffer. »Kartoffelpuffer könnten wir auch mal wieder machen«, sagte ich kauend, und ich verstehe bis heute nicht, was daran falsch war.

»Ja!«, ging sie gleich in die Luft wie von einer Hornisse gestochen, »WIR könnten das mal wieder machen! Günter, ist dir eigentlich klar, was das für Arbeit macht? Ich schufte in der Küche und schäle Kartoffeln, reibe sie und rubbele mir blutige Finger und stehe dann am Herd, um das Zeug im stinkenden Fett auszubacken, und du setzt dich einfach nur hin und haust dir die Dinger rein!«

Also ich weiß nicht. Sagt man was, ist es verkehrt, sagt man nichts, ist es auch nicht richtig. Es war keine gute Stimmung, im Allgemeinen und in dieser Situation ganz speziell. Ich aß manierlich den Fisch auf, zog mir meine Jacke über und ging erst mal eine Runde durch den Kiez. In der Situation hatte es gar keinen Sinn zu diskutieren. So geladen, wie die war, wäre eh jedes Wort falsch ge-

wesen. Als ich im Hausflur stand, fiel mir ein, dass ich schon lange nicht auf dem Wäscheboden gewesen war. Da muss man auch immer mal einen Blick reinwerfen. Eigentlich klappt es ganz gut, dass die Frauen aus dem Haus da der Reihe nach fegen und ihren Dreck wegräumen, aber die sollen auch wissen, dass ich da hinterher bin und gucke. Sonst zieht der Schlendrian ein.

Es war allerdings so weit alles in Ordnung. Gut, der Besen stand nicht richtig, aber darüber konnte ich hinwegsehen und beließ es dabei, Frau Büssenschlick einen freundlichen Hinweis in den Briefkasten zu stecken. Notizblock und Stift hab ich natürlich immer dabei.

Als ich aus der Haustür trat, hörte ich Brigitte am offenen Fenster. Sie telefonierte offenbar mit unserer lieben Mareike und beklagte sich.

»Der geht mir so auf die Nerven, Kind, ich nehme bald die Axt. Wie der Vater in dem Lorient-Film, der auf einmal zu Hause ist und nichts mit sich anzufangen weiß. Der rennt wegen jeder leeren Flasche extra zum Glascontainer und bringt sogar die Zeitung und die Werbeblättchen getrennt weg, nur um Zeit totzuschlagen. Und wenn er wiederkommt, erzählt er mir, wen er getroffen hat und was der wieder angeblich falsch gemacht hat. Neuerdings schreibt er alle Autos auf, die am Glascontainer halten – da ist nämlich Parkverbot. Kein Mensch parkt da, die halten alle nur kurz und schmeißen ihren Dreck weg und sind dann wieder verschwunden. Aber dein Vater nimmt mit der Stoppuhr die Zeit und schwärzt jeden an, der mehr als drei Minuten braucht, um seine Pappe in den Schlitz zu schieben. Frau Eberzahn grüßt

mich nicht mehr, und Herr Griebnitz hat gestern an der Kasse seine Ware wieder eingepackt und sich wortlos nebenan angestellt. Der Mann macht nicht nur sich, sondern auch mich zum Gespött der Leute! Ich werde bald wahnsinnig! Und alle Stunde erzählt er mir, was wir mal wieder kochen könnten. WIR. Der hat in seinem Leben erst einmal gekocht, und danach mussten wir die Küche kalkan, und ich brauchte neue Töpfe. Seit der seine Arbeit nicht mehr hat, weiß der nichts Sinnvolles mit sich anzustellen!«

Ich war mir nicht ganz sicher, aber ich hatte ein bisschen den Eindruck, als redete die von mir. Das war ja wohl ein Ding, wie sie die Tatsachen verdrehte! Ich wurde richtig sauer. Wenn ich nun, als frühverrenteter Privatier, endlich Zeit hatte, die Ordnungs- und Sicherheitsorgane bei der Umsetzung ihrer Vorgaben zu unterstützen, hatte das doch nichts mit Langeweile zu tun! Ich nahm lediglich meine Bürgerpflicht wahr. Die Eberzahn hatte direkt vorm Hydranten geparkt, und das waren nicht drei Minuten, nee, die Uhr war auf 4 Minuten 23 Sekunden, als sie den Zündschlüssel drehte und den Wagen startete. Wenn das nun jeder so machen würde, wo kämen wir denn da hin?!

Mit der Anzeige musste sie rechnen. Ich hatte sie in der Woche davor gewarnt, die soll mal nicht so tun, als kam der Ärger aus dem Nichts. Vorm Hydranten stand sie, ich sag Sie das, wie es ist, direkt vorm Hydranten! Hätte es gebrannt, die Feuerwehr hätte erst den Eberzahnnschen SUV wegschleppen müssen, bevor das Wasser geflossen wäre. Wie oft lese ich das in der Zeitung, dass die Rettungskräfte gar nicht an die Brandstelle

kommen wegen zugeparkter Wege! Das kann man doch nicht zulassen, da darf man doch nicht weggucken! Ob die Krähe mich nun grüßt oder nicht, ist mir schnurz, aber ein Hausbrand ist kein Kindergeburtstag!

Man hört ja bei so einem Telefongespräch immer nur, was einer sagt. Aber irgendwie muss Mareike ihr geraten haben, sich mit Doris zu besprechen über »das Problem Günter«.

Doris ist eine Freundin von Brigitte. Die ist ein Stück was jünger, sie wohnt ein paar Straßen weiter und ist in Brigittes Nordic-Walking-Gruppe. Ich habe nichts gegen die, eine nette Person ist das. Unaufdringlich. Wenn die zu Besuch ist und bei uns Essenszeit ist, geht sie. Das ist mir sympathisch. Nichts ist doch schlimmer als Besuch, der einfach sitzen bleibt, wenn man den Tisch deckt! Doris sollte Brigitte also offenbar beraten. Na, da ist die ja nun die Letzte, die mitreden kann. Ihren Sohn hat sie allein aufgezogen und lebt bis heute als Single und »à la carte«, wie sie selbst sagt. Und von so einer sollte meine Frau nun Tipps beziehen, wie sie ihre angeblichen Probleme mit MIR wieder auf die Reihe kriegt? Verstehe einer die Frauen! Die gucken zu viel Fernsehen und plappern dann nach, was die in den Serien sagen, wenn man mich fragt. Pah! Na, das würde noch spannend werden bei uns zu Hause ...

Ich machte erst mal meine Runde durch den Kiez, damit sich Brigitte beruhigen konnte. Doch keine zwei Schritte hatte ich gemacht, da kam mir auf dem Gehweg schon wieder so ein tobender Bengel entgegen.

»Hier wird nicht gerannt!«, gab ich dem laufenden Meter laut und deutlich zu verstehen. Wenn man kurz

schroff wird, machen die zwar trotzdem weiter, aber mit ein bisschen Glück woanders, und man hat wenigstens vor der eigenen Haustür seine Ruhe.

»Der Junge rennt doch gar nicht, Herr Habicht, er rollert!«, krächte Frau Büssenschlick von oben. Die hing schon wieder aus dem Fenster und mischte sich ein. Hatte die nichts Besseres zu tun? Die ergreift immer Partei für alles und jeden. Die sammelt auch Unterschriften für die Rettung von Käfern auf dem verwilderten Bahngelände und so einen Quatsch. So eine ist das, immer Feuer und Flamme für irgendwas Gutes und durch und durch nachhaltig. Sie trägt grundsätzlich Funktionskleidung aus dem Weltladen wie zum Wandern und schleppt immer eine große Tasche mit Weckgläsern mit sich rum. Wenn sie was einkauft, dann selbstverständlich Mehrweg oder ohne Verpackung, was ja lobenswert ist. Am liebsten lässt sie das Getreide frisch im Laden schroten und trägt das denn im mitgebrachten Leinensäckchen mit vor Freude rot gewordenen Wangen nach Hause.

Letzten Sommer hatte sie sich den Fuß gebrochen, na, da war was los! Sie hat ein paarmal Kinder aus der Nachbarschaft einkaufen geschickt. Aber was die ihr brachten, hatte Konservierungsstoffe, und das ging ja nun gar nicht. Sie hat sich dann ein Taxi bestellt bei »Femocar – Taxis von Frauen für Frauen«, und sich zum Hofladen fahren lassen. Ich will gar nicht wissen, was das gekostet hat.

Femocar ist so ein Start-up, wo nur Frauen die Autos fahren und die nur Frauen als Fahrgäste nehmen. Äh, oder Gästinnen? Na ja, ich habe jedenfalls in der Zeitung darüber gelesen, die haben das groß vorgestellt. Brigitte

findet das wunderbar, sie sagt, das ist wichtig und gibt vielen Frauen Sicherheit und nimmt ihnen die Angst. Ich habe da meine Zweifel. Es ist gefährlich, weil die während der Fahrt ständig schnattern und sich gegenseitig ihrer Solidarität versichern und nicht auf den Verkehr achten. Frauen im Straßenverkehr sind an sich immer ein Risiko, ich sehe das eher als Gefahr denn als Sicherheit, wenn da nur Weiber unter sich im Auto fahren. Man kennt das doch, eine zieht sich die Lippen nach, und die andere kreischt sofort los: »Was ist denn das für ein irres Rosa!« und Bäng!, schon ist die Karambolage passiert. Ich bin aber nun kein Macho und wirklich der Letzte, der was gegen Frauen am Steuer hat, allerdings ist es doch nicht verkehrt, wenn ein Mann wenigstens als Beifahrer mit an Bord ist und ein bisschen mit guckt, dass sie nicht falsch abbiegt.

Und diese Dame mischte sich nun hier in meine Erziehungsansagen gegen den frechen Lummel ein.

»Er soll auch rollern, aber nicht auf dem Gehweg!«, gab ich ihr klar zu verstehen.

»Kinder müssen doch auch mal toben. Nun lassen Sie den Bengel doch. Wenn der nur vor dem Fernseher hocken würde, würden Sie auch meckern, Herr Habicht!

»ABER NICHT HIER AUF DEM GEHWEG! Und noch dazu in der Einbahnstraße!«

Die ließ ich einfach stehen und ging weiter, es hatte ja gar keinen Sinn, mit der länger zu diskutieren. Mit einer Frau, die nicht mal den Besen ordentlich wegstellen konnte, pah!

Ich machte meinen Kontrollrundgang und besichtigte die Bauarbeiten der Elektrofirma, die in der Hegelstraße

Stromkabel auf dem Gehweg verbuddelte. Da gibt es schließlich auch Vorschriften, das muss gesetzeskonform ausgeschildert und abgesperrt werden. Ich maß die Abstände nach mit meinem praktischen Hosentaschenzollstock und kontrollierte die Verkehrsschilder für die Fußgänger, und der Bauleiter erläuterte mir bereitwillig den Zeitplan. Es gab nichts zu beanstanden. Doch als ich am späten Nachmittag nach Hause zurückkehrte, war Brigitte immer noch in gereizter Stimmung, also machte ich gleich wieder kehrt.

Auf miese Laune hatte ich keine Lust, und deshalb guckte ich rüber zu »Erbses Eck«. Hatte ich noch gar nicht erwähnt? Dann muss ich Sie wohl ein paar Worte zu Erbses Eck erzählen.

Ihnen.

Ich muss Ihnen das erzählen, so ist es korrekt.

Erbses Eck ist früher ein Vereinsheim gewesen. Bis vor einigen Jahren hatte Erbse gut zu tun, da kehrten die Fußballer ein nach dem Training, nach dem Spiel und auch an den Tagen dazwischen; da trafen sich die Skatbrüder, die Kegler und auch der Ortsverein von der SPD zu seinen Versammlungen. Irgendwann wurde es so viel, dass man dem Erbse einen Hinweis gab, er müsse das wohl mal gewerberechtlich absichern und anmelden. Das ging auf Dauer nicht mehr als »Vereinskasse« durch, nachdem er den zweiten Kellner angestellt hatte und selber nur noch zapfte.

Die von der SPD bekamen kalten Schweiß auf der Stirn, weil sie da quasi ja mit drin gehangen hätten, wenn es aufgefliegen wäre, und damals ging es denen ja noch besser als heute, genau wie Erbses Eck. Das

ist ja auch alles deutlich weniger geworden. Viele der alten Gäste sind tot und können nicht mehr kommen, der Pittenverein hat sich sogar schon ganz aufgelöst. Die Rassehühnerzüchter meine ich, die springen einen an und gehen die Wand hoch, wenn man »Pitten« sagt. Die waren nur noch zu viert, alle über 80, und kurz nachdem Herbert Daune letzten Sommer das Zeitliche gesegnet hatte, haben sie sich aufgelöst. Da greifen die Behörden nämlich von Amts wegen ein, wenn die Mitgliederzahl unter drei sinkt, so sieht es das Gesetz vor. Die haben mich auch gefragt, ob ich da quasi Schattenmitglied werde, aber bei so einem Gemauschel mache ich nicht mit. Um dem ganzen Ärger zu entgehen, haben sich die letzten drei Überlebenden dann entschlossen, die Hühner zu schlachten und sich offiziell aufzulösen. Zum Abschied gab es noch mal ein großes Fest mit Frikassee und Hühnersuppe vorneweg.

Skat wird doch auch kaum noch gedroschen. Wenn ich mich unter den jungschen Bengels umgucke – mit ihren Handys können die Wettervorschau gucken und mit kleinen Bällen auf Viecher schmeißen, aber was ein Null-Ouvert ist, wissen die nicht. Die meisten gucken ja schon schief, wenn sie ein deutsches Skatblatt sehen mit Schellen und Eicheln. Die kennen wenn überhaupt noch das französische Blatt mit Herz und Pik und denken, bei einer Acht muss man aussetzen. Da muss man sich dann auch nicht wundern, dass der Andrang immer weniger wurde, wenn Erbse »Preisskat« auf die Tafel vor der Tür geschrieben hat. Früher, ja, da musste er Anmelde listen führen, und wenn einer nachrücken konnte, war er glücklich. Und heute? Wenn wir mal neun Leute bei-

sammenkriegen um an drei Tischen spielen zu können, sind wir schon glücklich.

Immerhin haben wir seit Neuestem Kurt Gläser dabei. Ein Campingplatz-Gast von mir, den ich überredet habe – aber dazu komme ich später noch. Opa Gläser ist an die 90 ran und sieht schlecht, aber er ist ein blitzgescheiter alter Fuchs und freut sich wie wir alle, wenn er mal ein paar Stunden zu Hause raus ist. Da sind wir Ehemänner ja Leidensbrüder. Wir spielen nicht um große Einsätze, es geht nur um den Spaß, darum, mal ein Bierchen zu trinken und ein bisschen dummzuquatschen. Jeder gibt reihum eine Runde, und am Ende der Gewinner »vons Janze« noch eine für den Weg. Aber es wird nicht gesoffen, bis wir stramm sind wie die Nattern. Wenn es hochkommt, kommen da vier, fünf kleine Bierchen zusammen. Schnäpse dürfen wir seit Jahren alle schon nicht mehr. Opa Gläser wegen der Galle, Erbse wegen der Gicht und ich wegen Brigitte. Da will keiner Ärger.

Früher hat die Ilona, was die Feste vom Erbse ist, auch noch regelmäßig gekocht. Was konnte die Frau zaubern an Herd und Topf, ach, nach ihrem Eisbein lecke ich mir heute noch alle zehn Finger! Die hatten nie eine Speisekarte, es gab zwei, drei Gerichte und fertig. Eben wie in einem Vereinsheim. Ilona hatte immer Bullitten da und Bockwurst, Kartoffelsalat auch. Den hat sie selbst gemacht, und der schmeckte wie bei Muttern. Dazu dann noch ein Eintopf, meist Erbsensuppe oder so was, und ein Essen, das sie frisch gemacht hat. Oft Eisbein, schön fett mit Schwarte, wie es sein muss. Dazu Erbspüree, Sauerkraut und kräftig Senf – mir läuft schon

wieder das Wasser im Mund zusammen, wenn ich nur daran denke. Brigitte hat immer gemosert, wenn ich satt nach Hause kam, weil ich schon bei Ilona gegessen hatte. Aber auf einen Grand Hand musste ich mir zur Belohnung einfach Ilonas Gulasch gönnen! Da war dann zu Hause Stunk, denn Brigitte hatte auch Gulasch gemacht. Ihr Gulasch ist natürlich auch Weltklasse, aber satt ist satt. Was soll man machen?

Im Laufe der Jahre ging »Erbses Eck« immer mehr ein. Heutzutage macht Erbse abends für ein paar Stunden auf, damit der eine oder andere sein Bier trinken kann, aber meist sind nur eine Handvoll Figuren da. Erbse ist im Grunde selbst sein bester Kunde. Ich will nicht sagen, dass er säuft, aber ... Ich formulier es mal anders. Letztens habe ich in einer Tierdoku gesehen – so was gucke ich gern –, dass ein Kamel in 15 Minuten 200 Liter Wasser trinken kann. Erbse schafft das auch. Mit Pils.

Geraucht werden darf im Vereinseck seit geraumer Zeit nicht mehr. Dass es mit der Kneipe eher so lala läuft, ist Erbse im Grunde egal, der wohnt gleich eine Etage drüber und hat keinen weiten Weg, und zu tun hat er sonst auch nichts. Aus dem Knebelvertrag mit der Brauerei hat er sich rausgewunden, aus dem Knebel seiner Ilona nicht. Deshalb ist er abends auch gern ein paar Stunden von ihr weg; ob das nun finanziell was einbringt oder nicht, spielt dann nicht die entscheidende Rolle.

Ilona kann wirklich gemein wettern. Eine richtige Keifzange ist das geworden. Die kocht auch fast nicht mehr, das ist ja verständlich. Wenn keiner kommt? Für wen denn?! Ach, ein Jammertal ist das, mit anzugucken, wie das Vereinseck langsam, aber sicher zugrunde geht.

Aber Erbse hält sich tapfer. Finanziell ist er immer knapp. Ihm gehört zwar das Haus, und er hat schon lange kein Personal mehr, deshalb fallen keine großen Kosten an. Aber ich sage immer: Von keine Miete zahlen allein wird noch keiner satt. Es muss trotzdem ein bisschen was in die Kasse kommen.

Der Flaschenkeller läuft noch ganz gut, den macht die Ilona. Die verhökert da aus der Luke heraus Getränke aller Couleur. Sie hat sich da immer weiter zu einer Spezialitätenhandlung entwickelt. Die hat Biersorten, die im Supermarkt nicht gelistet sind, importiert von sonst woher. Da gucken die Leute dann auch nicht so auf den Cent, sondern sind dankbar, wenn Ilona ihnen das Zeug ranschafft. Das läuft wie geschnitten Brot! Da steht immer ein Auto vor der Tür. Sie schachert auch mit Whisky, Gin und Kornbrand aus allen Ecken der Erde. Da kostet die Flasche schon mal 30 Euro, aber den Leuten, die das kaufen, ist das egal. Die bezahlen das, weil sie das Lebensgefühl mit kaufen. Irgendein Reiseführer hat Ilonas Flaschenkeller vor zwei Jahren mal als »Kleinod für Genießer« bezeichnet, und nun schauen viele Touristen rein und kaufen Delikatessen. Na ja, und weil sie nun schon Schwarzwälder Gin aus der Kellerluke reichte, war es auch nicht weit, auch noch Schinken ins Programm zu nehmen und allen möglichen anderen Kram und Spezialitäten. Lavendelhonig aus Frankreich, Tiroler Speck und Oliven aus Spanien. Das KaDeWe in der Bäckerstraße, sagt Brigitte immer spaßig, höho!

Erbse schließt zum Feierabend auf – so um fünf, auf die Minute guckt da keiner – und ist dann da, bis der

Letzte geht. Im Sommer sitzen noch ein paar Hanseln beisammen, dreschen einen Skat und trinken zwei, drei Bierchen – aber das lässt die Kasse nur spärlich klingeln. Das ist dann eher das Deckmäntelchen für Ilonas Kellergeschäft.

Wir Freunde nennen Eberhard immer nur Erbse, deshalb ist Eberhard zu sagen ganz ungewohnt für mich. Unter seinem bürgerlichen Namen werden Sie ihn auch nicht kennen, aber er hat Karriere unter dem Künstlernamen Tony Cordino gemacht. Ja, ich muss mich selber manchmal kneifen, dass ich so einen Star persönlich kenne! Er ist ein ganz Umgänglicher, der hat keine Allüren und ist kein Gelackter, wie man es von einem Prominenten dieser Größenordnung erwarten könnte. Der Mann ist schließlich wer in der Schlagerszene, der war Nachrüchkandidat beim Heck in der Hitparade im Oktober 1981! In der Fernsehzeitung war er nicht angekündigt, aber hätte einer der anderen Interpreten einen alkoholbedingten Ausfall gehabt, wäre Erbse dran gewesen. Bei den Proben war er dabei und hat alles mitgemacht.

Die haben damals alle gesoffen wie die Löcher, das ist ja kein Geheimnis. Weil die das schon kannten, hatten sie Nachrüchkandidaten organisiert, die kurzfristig einspringen konnten. Es wäre ja eine unschöne Lücke von zehn Minuten entstanden, die hätte nicht mal der Heck zuquatschen können. Und Werbung durften die damals ja noch nicht machen im Zett-Deh-Eff. Da durfte Erbse dann ran und hat gesungen. Also, zumindest in der Probe. In der Sendung nicht, weil alle trocken geblieben waren. »Die Sonne von St. Tropez« wurde trotzdem sein

größter Hit, ein so großartiges Lied! Erbse singt das bis heute bei jedem seiner Auftritte.

Aber ob er nun in der Sendung war oder nicht, ist auch nicht wichtig, wichtig sind doch die Kontakte. Der hat da Leute kennengelernt, mein lieber Mann! Da schlackern einem die Ohren. Größen des Geschäfts sind das, GRÖSSEN! Ich nenne hier keine Namen, das macht man nicht. Aber wenn man Kontakt zum Management von Gitta Blümel hat – das öffnet Türen. »Die Sonne von St. Tropez« ist auch ohne Fernsehauftritt ein Evergreen geworden. Erst im Frühjahr, beim Jubiläum im Möbelhaus, hat Erbse es wieder gesungen. Brigitte als Vorstandsmitglieds seines Fanclubs hat uns natürlich einen Platz direkt an der Bühne organisiert, und wir haben Erbse ordentlich applaudiert. Brigitte ist selbstredend in Erbses Fanclub. Genau genommen ist sie nicht nur im Fanclub, sondern sogar Kassiererin – wofür sie von Berufs wegen qualifiziert ist – und Schriftführerin in Personalunion. Den Vorsitz hat Erbse selbst, unter seinem bürgerlichen Namen. Er meinte, er müsste das alles unter Kontrolle behalten. Brigitte kommt mit zu Auftritten, aber wenn wir uns bei Erbse im Vereinseck treffen, redet sie sich immer raus. »Dieser Muff von Zigarrenrauch, Fassbrause und Bohnerwachs, Günter, den kann ich einfach nicht gut ab. Und guck dir mal die Gardinen an! Mich juckt es, wenn ich diese geteerten Strippen sehe. Da müsste mal richtig sauber gemacht werden. Wenn du vom Skat kommst, stinkst du immer, als hättet ihr am Lagerfeuer gegessen und euch mit Bier bekippt. Das ist widerlich!«

Aber nicht nur im Möbelhaus, nein, Erbse hat »Die

Sonne von St.Tropez« auch bei der Fahrstuhleinweihung im Nachbarschaftszentrum gesungen und auf der Seniorendampferfahrt über die Havel. Gut, leben kann er von der Singerei leider nicht. Er ist ein Lebenskünstler und schlägt sich durch. Erbse ist sich für keine Arbeit zu schade, er hat seine Kneipe und nebenher schon überall gejobbt und sich als Aushilfe verdingt. Man weiß nie, was er gerade macht, wenn man ihn anruft. Jedes Mal beim Skatabend ist es eine große Überraschung. Eben war er noch zur Spargelernte auf dem Feld unterwegs, und zack!, ist er schon wieder Fahrer bei Eismann. Er war auch schon als Helfer beim Bestatter, als Not am Mann war. Fachkräftemangel ist heutzutage ja in jeder Branche.

Brigitte folgte offenbar Mareikes Rat und traf sich mit Doris. Was die Weiber da genau bekaspert haben, weiß ich nicht, das machten die natürlich hinter meinem Rücken. Doris sitzt zwar ständig hier am Küchentisch und auch mal auf dem Balkon, aber wenn ich dabei bin, wird nur übers Wetter und über Nachbarn gesprochen. Unverfängliches Zeug. Aber wenn ich nicht da bin, dann ... na, man kann es sich denken. Ich vermute ja seit Jahren schon, dass Frauen nur deshalb immer zu zweit aufs Klo gehen, weil die was unter sich bereden wollen. Die sind gar nicht zu blöde, alleine zu pinkeln!

Das Rätsel löste sich auf, als mich Brigitte am nächsten Tag ins Wohnzimmer zitierte und mich bat, mich hinzusetzen. Vor mir auf dem Couchtisch lag ein Buch. Ein Beziehungsratgeber: »Plötzlich zu zweit zu Haus – Wie Sie Ihre Beziehung neu erfinden«, stand auf dem Titel.

Herr im Himmel. Auf so was hatte ich ja nun wirklich keine Lust. So ein Frauenzeug! Wie kam die denn bloß auf so eine Idee? Wir waren 40 Jahre verheiratet und hatten bisher nie ein Buch dafür gebraucht, da fang ich jetzt bestimmt nicht damit an. Ich blätterte lustlos in dem Machwerk rum. »Golden Ager« und »Empty Nest«,

las ich. Da musste ich wohl das Vokabelheft aus Brigittes Englischkurs zu Hilfe nehmen.

Aber das war nur vorne, auf den Seiten in der Mitte standen so Dinge wie »Leihen Sie sich für ein gemeinsames Wochenende einen Oldtimer und machen Sie einen Abenteuerausflug«.

Ha, na, das wollte ich sehen! Brigitte nannte meinen Opel Kadett schon »museumsreife Stinkerkiste«, und dabei war der Wagen scheckheftgepflegt! Den Vorschlag merkte ich mir sicherheitshalber. Wenn es hart auf hart käme und ich was aus dem Buch machen müsste, würde ich das vorschlagen. Höhö.

Ich überschlug ein paar Seiten und las: »Räumen Sie einander getrennte Auszeiten ein.« Das Buch begann mir richtig sympathisch zu werden. Da machte ich mal ein Lesezeichen.

Brigitte setzte sich zu mir und freute sich, dass ich im Ratgeber blätterte.

»Geben Sie sich gegenseitig Kosenamen«, stand auf der nächsten Seite.

Meine Angetraute guckte mich streng an. Ich ahnte, was sie nicht hören wollte: Sie wurde putzteufelswild ... nee ... fuchsteufelswild, wenn sie jemand »Gitti« oder »Biggi« nannte. Das hatte ich auch gar nicht im Sinn, eher so was wie Schatzi oder Maus. Der Stoiber nennt seine Frau ja Muschi, aber das war mir auch zu blöd.

»Wehe, du nennst mich Günti, Maus!«, sagte ich, und Brigitte prustete los. Damit war das Thema glücklicherweise vom Tisch.

Wir blätterten noch ein Weilchen in dem Krisenwälzer. Ich war da nicht überzeugt, ich sag Sie das ganz offen.

Wir waren so lange verheiratet, und das ganz ohne Ratgeber! Brigitte bestand jedoch darauf. »Wir müssen jetzt neu zusammenfinden, Günter! Das ist ein ganz anderes ›Miteinander leben‹, als wenn wir beide arbeiten gehen. Solange keine Enkelkinder da sind, müssen wir uns ausreichen, und das ist eine Herausforderung. Ich habe keine Lust, nur jeden Tag dein Liebessessen zu kochen und auf die Tagesschau zu warten. Wir müssen ein bisschen Pep in unser Leben bringen, und zwar gemeinsam! Aber wenn du nicht willst, musst du es nur sagen, dann kümmerge ich mich alleine um mein Leben.«

Oh, Vorsicht! Der Satz »Lass nur, ich mache es selber!« ist gefährlich, da gehen alle Alarmglocken bei mir an. Als sie mich damals das dritte Mal daran erinnert hat, dass die Glühbirne im Flur gewechselt werden muss, kam auch ein »Lass nur, ich mache es selbst« hinterher. Das sah dann so aus, dass die Sicherung durchschmolte und ich die Decke im Flur neu streichen musste, weil es so gekokelt hat, dass ein halber Quadratmeter um die Lampe herum verbrannt war. Brigitte hat den Schlag ganz gut weggesteckt, aber sie bekam achtmal Physio verschrieben für den rechten Arm – und wer musste sie fahren? Ich!

Nee, wenn sie sagt: »Lass nur, Günter, ich kümmerge mich selbst«, endet das nicht gut. Ich war recht zufrieden mit unserer Ehe und hatte keine Lust, dass Brigitte die durch »alleine kümmern« so zerlegte und zurichtete wie die Lampe im Flur.

Das Schlimme ist: Brigitte weiß ganz genau, dass ich das denke und dann eingreife. Sie sagt das, obwohl sie es weiß! Sie ist eine ganz Gewiefte, meine Brigitte. Aus-

gefuchst! Und ich mache es, obwohl ich weiß, dass sie weiß, dass ich weiß ... können Sie noch folgen? Na, egal. Es ist wie in jeder Ehe, denk ich mal.

Nur musste unsere Ehe eigentlich weder aufgepeppt noch gerettet werden. Gut, nun waren wir beide Rentner – bäh, wie ich das Wort hasse! Aber bloß, weil wir jetzt nicht mehr arbeiten gingen, mussten wir uns doch nicht »neu erfinden«, wie Brigitte seit Wochen behauptete! Ich bin nun wirklich ein genügsamer Mensch, wenn ich eine warme Mahlzeit auf dem Tisch und saubere Wäsche im Schrank habe, bin ich auch nicht nöckelig. Was die überhaupt wollte mit ihrem Ratgeber und vor allem mit den Einmischungen von Doris? Die war gar nicht verheiratet, und alle Kerle rannten nach ein paar Wochen weg, was wusste die denn von der Materie? Doris ist eine wirklich patente Frau, mit der man auskommen und auch prima feiern kann. Sie ist geschieden, na, wie das eben so ist. Nicht überall klappt es und die Leute bleiben zusammen bis ans Ende ihrer Tage.

Oder zumindest, bis ein Partner anfängt, Beziehungsratgeber zu lesen.

Soweit ich weiß, haben sich Doris und ihr Verscheuchter in sogenanntem beiderseitigem Einverständnis getrennt. Sie haben bis heute guten Kontakt, er zahlt und kümmert sich um den Sohn, und beide sind freundschaftlich verbunden. Wenn das so läuft, kann sich doch niemand beschweren, nee, nun wirklich nicht. Ich bin ja nun wirklich auch für Ordnung, das ist wohl Ehrensache und gehört sich so. Es jibt sone und es jibt solche, und man muss den Leuten auch ihre Freiheiten lassen.

Solange alles im Rahmen der Vorschriften erledigt wird, geht es in Ordnung.

Mich störte das überhaupt nicht, dass Brigitte nun immer zu Hause war. Das war doch keine Krise, im Gegenteil! Jeden Mittag was Warmes hat es vorher nicht gegeben. Und wenn sie mir auf den Zeiger ging, setzte ich mich aufs Fahrrad oder machte einen Kontrollspaziergang durch den Kiez. Ich musste gar nicht weit gehen, ich war kaum aus dem Haus raus, da sah ich den Rotzbengel von Obermanns seinen ausgegautschten Kaugummi auf die Straße spucken. Den wies ich gleich zurecht. »Aber zurück, Sportsfreund! Das heben wir mal ganz schnell auf! Dich erwische ich doch nicht zum ersten Mal, zum Donnerwetter noch mal!«

Die Blagen haben ja keinen Respekt mehr heutzutage. Ich weiß nicht, was denen vom Elternhaus und von der Schule her beigebracht wird. Seit Corona werden ja nun noch mehr Abstriche an das Benehmen gemacht. Die Kinder waren ewig gar nicht und danach nur in kleinen Gruppen in der Schule, da geht es natürlich darum, denen wenigstens das Größte vom Lehrplan in die Köpfe zu kloppen. Zeit für Anstand und vernünftiges Verhalten ist da nicht. Die Lehrer sind gut damit ausgelastet, die Eieruhr umzudrehen und alle 20 Minuten das Kippfenster zu öffnen und wieder zu schließen. Wer den Zustand der Fenster in unseren Schulen kennt, weiß, dass das ein Unterfangen ist, mit dem man gut zu tun hat.

Na, und von den Eltern müssen wir gar nicht erst anfangen. Homeoffice ist kein Spaß. Gut, für mich als Busfahrer war das nie ein Thema, für Brigitte auch nicht. Aber wer eben nur auf diesen Affenkisten rumklopft,

kann das ja überall machen, auch zu Hause. Das habe ich mir jedenfalls sagen lassen, ich räume ein, dass ich da keine Ahnung von habe. Für mich ist das bis heute ein Buch mit sieben Siegeln, ich fasse keinen Computer an. Immer, wenn ich mit solchen Kisten zu tun habe, kommt da nichts Sinnvolles raus. Mein Rentenbescheid, zum Beispiel, den hat ein Computer ausgerechnet und erstellt, und der stimmt hinten und vorne nicht. Nach über 40 Jahren Maloche auf dem großen Gelben kann das mit den paar Kröten nicht richtig sein, ich sag Sie das, wie es ist!

Computertechnik steckt ja heute überall drin. Das geht beim Bus schon los. Da rechnet ein Computer mit, ob ich wohl passend Geld rausgebe, und vom Bremssystem will ich gar nicht anfangen. Heutzutage kriegste ja nicht mal mehr einen Polo in die Parklücke gesetzt, ohne dass ein Bildschirm angeht und einem die Fernsehkamera das Heck live überträgt! Fehlt bloß noch die Einblendung »Dieser Einparkvorgang wurde Ihnen präsentiert von Krombacher Pils alkoholfrei«, oder besser noch von »Rudis Versicherungscenter in der Badstraße«, höhöhö! Ich halte von dem ganzen Quatsch nichts. Entweder einer kann Auto fahren, dann kann er auch einparken, oder er kann es nicht. Wer solche Hilfen braucht, der senkt nur das Niveau und damit die Sicherheit im Straßenverkehr allgemein. Ist doch wahr! Wenn solche Blindgänger unterwegs sind, die den Wagen nicht gestoppt kriegen, ohne dass einem der Computer beim Bremsen hilft, na, dann wird mir angst und bange. Das greift immer mehr um sich, ohne Affenkiste, wie ich immer sage, kann keiner mehr.

Ich weiger mich. So einen Blödsinn brauch ich nicht. Bisher habe ich immer alles gekriegt, was ich brauchte, ohne im Computer zu gucken. Früher habe ich beim Bus am Zahnrad gedreht, wenn einer eine Fahrkarte wollte, in bar abkassiert und das passende Kleingeld in die Röhrchen plumpsen lassen. Wer es nicht passend hatte, konnte eben nicht mitfahren, basta. Es gab Kurzstrecke, Normal und Tageskarte, dazu für Kinder und Rentner noch ermäßigt. Zack, aus, fertig. Meine Kasse stimmte immer, wie sollen auch Fehler passieren, wenn man keine Scheine annimmt und kein Wechselgeld rausgibt, höhö! Bei Habicht immer nur passend. Draußen nur Kännchen und bei Habicht nur passend, das war über Jahre in Berlin ein Spruch, den ... na ja.

Zumindest im Kiez.

Aber dann! Dann haben sie mir meine schöne Drehratsche aus- und einen Bordcomputer eingebaut. Hinter meine Fahrerkabine kam oben ein Fernsehbildschirm dran, und auf dem werden die Linie angezeigt, die nächsten Stationen und auch die möglichen Verbindungen, wenn jemand umsteigen will. Ich musste an jedem Halt »Weiter« drücken, sonst sprang es nicht um. Pah, na so weit kommt's noch! Ich muss schalten, auf den Verkehr achten und auf die Ordnung im Bus, da werde ich noch einen Computer bedienen? Ich fasste das Ding nur zweimal an. Einmal habe ich aus Versehen doppelt gedrückt, da waren wir dann schon eine Station zu weit, und Oma Knabe kletterte eine Station vor dem Friedhof raus. Aber nicht nur sie, ein Viertel der Fahrgäste sprang panisch raus, weil es eine Umsteigestation war.

Na ja. So schlimm war es nun auch nicht, es war

Hauptstrecke, und wir fuhren im Zehn-Minuten-Takt. Der Kollege mit dem nächsten Bus ist sicher bald gekommen. Ich habe dann aus- und wieder angeschaltet, danach ging aber die Klimaanlage nicht mehr, und der Fernseher zeigte die 100er Route an. »Nächste Station: Lustgarten«, sprach die Ansage vom Band, und die letzten Fahrgäste stiegen verwirrt aus. Wir waren in Spandau, und die Museumsinsel lag nun wirklich nicht auf meiner Route!

Von da an ließ ich das Ding immer aus und rief die Halte, wie ich es fast 40 Jahre lang gemacht hatte. Und wer das nicht verstand, pah, na, der hat auch die Pflicht, sich selber ein bisschen zu orientieren und mitzugucken. Man muss schließlich wissen, wo man hinwill, und auch eine Ahnung davon haben, wie man dahin kommt. Als Fahrgast hat man doch auch eine Verantwortung, wenigstens für sich selbst. Ich als Busfahrer trage sie für alle an Bord und bin schließlich kein Taxifahrer, der Sonderwünsche entgegennimmt.

Wenn ich den Bordcomputer ausgeschaltet ließ, konnte ich jedoch auch keine Fahrkarten mehr verkaufen. Das hing alles irgendwie zusammen. Ich musste auf einem Bildschirm, den sie mir neben den Sitz geschraubt hatten, alles Mögliche drücken. Tatsch. Tatsch war auf einmal ganz groß angesagt. Ich tatschte nur einen Sommer lang, dann reichte mir das. Zum Fahren brauche ich keine Brille, für nah dran aber schon. Das bedeutete an jeder Station: Brille auf, tatschen, Geld annehmen oder vielleicht sogar noch Kartenzahlung, wieder tatschen, Brille wieder ab, und weiter ging die Fahrt.

Wie so ein blöder Tatsch-Affe kam ich mir vor. Wie

der, der im Fernsehen immer die Hochrechnungen bei den Wahlen präsentiert. Bei dem geht der Bildschirm auch nie, und er muss fest drücken und dann zur Wettervorhersage schalten. Außer Texas, das geht. Als die Ami-Wahl war, wollte der nach und nach alle möglichen Bundesstaaten antatschen und das Ergebnis zeigen, aber nichts funktionierte. Wahrscheinlich hatte der in der Werbepause gerade eine Stulle gegessen. Das habe ich nämlich festgestellt, dass man mit Fettfingern keine Chance auf den richtigen Tatsch hatte. Egal, was der drückte, bei ihm ging immer Texas auf, weil er da mit seinem Jackettärmel draufkam. Mein Texas war die Tageskarte: Was auch immer ich drückte, es erschien die Tageskarte für 6,80 Euro. Auf der 100er Linie war das kein Problem, da fuhren eh fast nur Touristen mit, und die diskutierten nicht, sondern kauften klaglos.

Aber auf der Spandau-Route gab es Ärger. Wenn einer Einzelfahrschein wollte, konnte ich dem nicht so ohne Weiteres eine Tageskarte schmackhaft machen. Deshalb stellte ich das Ding einfach ab und ließ nur einsteigen, wer ein Ticket hatte. So weit kommt's noch, pah! Ich war Busfahrer und nicht Ticketverkäufer. Wenn die Technik funktioniert hätte und sie mir da was drangeschraubt hätten, mit dem man arbeiten könnte – gerne! Dann ist Habicht dabei. Aber ich ärgere mich doch nicht mit der Affenkiste rum, die ständig streikt und mehr kaputt ist, als dass sie funktioniert.

Die haben sowieso immer mehr Aufgaben auf uns Fahrer abgewälzt. Kartenverkauf war nur ein Teil, kontrollieren sollten wir ja auch noch. Ganz selten, dass sie mal Kontrolleure schickten. Das sollten wir Fahrer

alles beim Einlass schon nebenher mitmachen. Ich sag Sie das, wie es ist: Wenn man nicht aufpasst, kriegt man da immer mehr Arbeit aufgedrückt. Wir Kollegen ulkten unter uns immer schon, dass wir wohl demnächst noch Duty-Free-Wägelchen kriegten und wie die Stewardessen Tomatensaft ausschenken und Parfüm verhöckern würden, wenn wir im Stau standen.

Wobei das mit dem Parfüm manchmal angebracht gewesen wäre. Vielleicht nicht Parfüm, aber doch Deo-spray. Viele unterschätzen ja die Kraft der Sonne und machen sich nicht bewusst, dass so ein Bus ein bisschen wie ein fahrendes Gewächshaus ist. Der heizt sich schnell auf, und wenn da an die 100 Personen drinsitzen oder -stehen, müssen Sie nur einen dabei haben, der sich unter den Achseln nicht eingesprüht hat, und schon stinkt der ganze Salon wie der Pumakäfig im Zoo. Die meisten tragen ja auch diese Billigklamotten aus ver-sponnenem Erdöl. Es heißt schick »Mikrofaser«, aber letztlich ist es Polyester. Plastik. Das kann Schweiß nicht gut transportieren, und deshalb müffeln die schon morgens um zehn, als hätten sie mit einem Iltis geschmust. Pfui Deibel.

Alles immer nur billig, billig und nächste Woche schon wieder einkaufen. Wenn ich die City-Strecke fahren musste, kam ich immer an so einem Lumpen-Dis-counter vorbei. Ich will hier mal keine Namen nennen, um nicht noch Werbung dafür zu machen. Da kostet ein T-Shirt fünf Euro oder so. Der zieht die Leute aus nah und fern an, da schleppen die taschenweise »Mode« raus. Meist sind das junge Leute, die schon zwei Stationen vorher ganz nervös wurden. Da habe ich beim Ein-

steigen schon immer gesagt, wo sie aussteigen müssen, man sah denen das ja schon an, wo sie hinwollten.

Na ja. Nun lag also dieser Beziehungsratgeber vor uns auf dem Tisch, und um des lieben Friedens willen täuschte ich Interesse vor, während Brigitte blätterte und vorlas.

»Adoptieren Sie zusammen ein Haustier«, hieß das Kapitel, das Brigitte aufschlug. Ich guckte, sie guckte, und dann prusteten wir beide wieder los.

Nee, das kam nicht infrage, da waren wir uns einig. Das ist doch auch schon mal was! So ein Tierchen wollten wir uns nicht ans Bein binden. Früher, als Mareike noch klein war, da hatten wir immer mal Hamster, Meerschweinchen oder auch Wellensittiche. Aber selbst eine kleine Meersau müffelt!

»Nee, nee, Brigitte, so ein Tier sitzt doch nur in seiner Plastewanne, kiekt, frisst und kötelt.«

»Ungefähr wie du am Wochenende, wenn Fußball läuft«, warf Brigitte ein. Na, die hatte ein Bild von mir! So sah sie mich? Vielleicht sollten wir doch mal darüber reden, was ich eigentlich alles machte. Also zumindest sprengte ich den Rasen im Vorgarten, bevor Fußball anfing. Das machte das Meerschwein nicht.

Nee, realistisch betrachtet kämen da vielleicht ein Hund oder eine Katze infrage. Aber eine Katze ist im Grunde auch nur ein Esser mehr, der noch dazu ein eigenes Klo mit teurer, klumpender Streu braucht und entwurmt werden muss. Außerdem würden wir das Sofa jedes Jahr neu beziehen lassen müssen, weil die sich ja die Krallen immer an den teuersten Stücken in der

Wohnung schärfen, und wir könnten auch kein Lametta mehr an den Weihnachtsbaum machen. Und die Tierarztkosten! Wir müssten uns ständig die Haare von den Hosen bürsten, und einer von uns beiden würde auch nicht mehr auf der Couch sitzen können. Man sieht das doch bei anderen, wenn eine Katze mit im Haus lebt, gibt die das Regiment an. Wie sagt man so schön? Hunde haben Frauchen und Herrchen, Katzen haben Personal. So ist es doch.

Die Oma, die bei Doris mit im Haus wohnt, pflegt auch ständig olle Katzen. Sie hat ein gutes Herz und holt alle paar Monate was aus dem Tierheim. Wenn die mit einer Kühltasche das Haus verlässt, gibt es zwei Möglichkeiten: Meist hat wieder ein Kater das Zeitliche gesegnet – sie ist ja über 80, und wenn sie ins Tierheim marschiert, geben sie ihr keine jungen Viecher mehr, sondern nur solche, die aller Wahrscheinlichkeit nach von der Lebenserwartung mit ihr ... also, dass es korrespondiert. So kriegt sie eben immer Katzen, deren Restlaufzeit überschaubar ist. Die haben noch ein paar schöne Monate bei ihr oder mit ein bisschen Glück auch ein, zwei Jahre, aber irgendwann ... sie begräbt sie dann in Haselhorst. Ein Stückchen weg vom Hauptweg, wo die Hundebesitzer immer Gassi gehen, damit die ... damit die Ruhe der Katzen nicht gestört wird und die Köter sie nicht wieder ausbuddeln. Die Oma ist da recht robust, für sie gehört das Sterben ganz selbstverständlich zum Leben. Ihre Katzen heißen deshalb auch einfach »Katerle«, ganz egal, ob das Jungen oder Mädchen sind. Sie gendert da nicht. Sie sagt, das ist praktisch, so muss sie sich nicht dauernd neue Namen merken.

Wenn sie also frühmorgens mit der Kühltasche loszieht, kann man vom Ableben einer Katze ausgehen. Nachmittags deutet die Kühltasche eher darauf hin, dass sie zu einer Beerdigung geht. Das macht sie für ihr Leben gern, meist mit einer Freundin zusammen. So zwei, drei Mal im Monat, je nachdem, was sie sonst so im Kalender haben, schmeißen die sich in ihre Witwenkluft und gehen zur Beerdigung. Nicht, weil einer ihrer Bekannten verschieden wäre – das hatte ich natürlich erst vermutet. Aber Doris sagt, die beiden studieren die Traueranzeigen, und wenn unter den Angehörigen Ärzte, Anwälte oder andere hohe Tiere stehen, schummeln sie sich unters trauernde Volk. Sie singen den Choral mit, halten sich im Hintergrund, damit sie nicht auffallen – aber ehrlich, zwei alte Weiber in Schwarz auf einer Beerdigung, warum sollten die auffallen? Spätestens, wenn es zu Kaffee und Kuchen ins Hotel geht, schlägt ihre große Stunde. Eine der beiden Omas lenkt die anderen ab, und die andere tuppert ein.

Wir wollten es Doris erst gar nicht glauben, aber es stimmt wirklich. Mutter hat mir erzählt, eine ihrer Mitbewohnerinnen im Heim war zu einer Beisetzung in Berlin. Da hat sie eine alte Dame beobachtet, die ein halbes Blech Bienenstich in eine mitgebrachte Kühltasche mit schwarzem Bezug abfüllte, während die andere mit dem Witwer flirtete und ihre Perlenkette aus dem Dekolleté friemelte. Die Beschreibung passte genau, nee, die haben wohl alle laut gelacht. Die auf der Beerdigung, Mutters Damenrunde im Stift und wir auch, als wir mit Doris zusammensaßen.

Doris sagt, ihre Nachbarin harkt mittlerweile nicht nur

vier Ehemänner, sondern auch an die zehn Kater, die ... ja. Der Lauf der Natur, nicht wahr? Sie ist es gewohnt, eine Katze zu haben, und krault das jeweilige Viech da abends vorm Fernseher. Brigitte und ich sind beide nicht an Katzen gewöhnt und waren uns sehr einig, dass es nicht das richtige Tier für uns ist. Vielleicht noch mit Kratzbaum in der Wohnstube, mitten im Weg, dass man nicht mal mehr den Fernseher sieht? So weit kommt's noch!

Die zweite realistische Option wäre ein Hund. Aber ein Hund will beschäftigt sein. Viele unterschätzen das und denken, der frisst nur und wedelt mit dem Schwanz. Ein Hund will jedoch auch bewegt werden. Der braucht seinen Auslauf. Also, zumindest ein richtiger Hund. Ich rede hier nicht über solche Zugluftstopper, die Frauchen in ihrer Handtasche verstauen kann. Das sind keine Hunde, das sind Accessoires, sage ich immer. Und für Accessoires sind wir nicht die richtigen Leute. Ein echter Hund jedoch gehört nicht in die Stadt. Der braucht Platz zum Toben und Spielen und Hund-sein. Ein Körbchen im Flur einer Zweiraumwohnung ist da nicht der richtige Ort.

Es bestand also Einigkeit, dass Haustiere kein Thema für uns waren. Ich fand das eigentlich schon genug »an unserer Beziehung gearbeitet« und wollte mir ein Bier holen, aber Brigitte hatte noch Lust auf mehr. Sie leckte den Zeigefinger an und blätterte um.

»Trenne dich von deinem Partner und einer lieb gewordenen Gewohnheit«, las sie vor und stutzte dann selbst. Sie rückte die neue Brille gerade, mit der sie noch nicht richtig zurechtkam, und las noch mal.

»Trenne dich FÜR DEINEN Partner VON einer lieb- gewordenen Gewohnheit.«

»Jaja. Das kommt davon, wenn man die Brille danach aussucht, ob einem das Gestell gefällt«, sagte ich, aber damit war die Kuh nicht vom Eis. Ich tat erst mal so, als würde ich überlegen, um Zeit zu gewinnen. Ich merkte richtig, wie mir unangenehm warm wurde, und ahnte, dass es wieder unbequem würde.

»Günter!«, mahnte Brigitte, »TRENNE DICH FÜR DEINEN PARTNER VON EINER LIEBGEWORDENEN GEWOHNHEIT« steht hier! Was sagst du dazu?«

Am meisten stört mich ja, dass ich ständig zu allem was sagen soll, was irgendwo geschrieben steht. Wer bin ich denn? Es gibt so viele Sachen, die mich nichts angehen, warum muss ich dann dazu was sagen? Und überhaupt, warum sollte ich mich von einer lieb gewordenen Gewohnheit trennen, nur weil ich jetzt in Rente war? Gerade jetzt war doch die Zeit für Gewohnheiten!

In dem Beziehungsschlaumeierbuch von Doris Meiser stand als nächste Empfehlung: »Besuchen Sie gemeinsam den Ort Ihrer ersten Begegnung und lassen Sie die Magie des Augenblicks wiederauferstehen.«

Brigitte las das vor mit einem Singsang in der Stimme wie ihn früher die Fernsehansagerinnen immer hatten. Gibt's ja auch alles nicht mehr.

Ich nahm einen Schluck Bier, das ich mir mittlerweile geholt hatte.

»Trink doch wenigstens aus einem Glas, Günter!«, mahnte sie. Der Fernsehansagerinnenton war verschwunden. Die wusste genau, dass ich nie aus einem Glas trinke, pah! Das spart Abwasch, und es schmeckt

auch besser. Gezapftes Pils ist was anderes, aber Flaschenbier muss auch aus der Flasche getrunken werden.

Ich witterte kurz meine Chance und schlug vor: »Wenn ich jetzt verspreche, immer aus dem Glas zu trinken, gilt das dann als Trennung von einer Gewohnheit, und wir hören mit diesem dämlichen Buch auf?«

Brigitte wollte das für diesen Abend gelten lassen und quälte mich nicht weiter. Der Ehetipp-Wälzer blieb allerdings wie eine Drohung auf dem Couchtisch liegen, und zwei Tage später machte sie einfach weiter, wo sie aufgehört hatte. Sie schlug das Buch auf, las und fragte dann:

»Weißt du eigentlich noch, wo wir uns kennengelernt haben, Günter?«

Wie so eine Lehrerin, die den Schulstoff durchackern muss auf Gedeih und Verderb! Ich musste dieses Buch irgendwie ... am besten ins Feuer.

Ich stellte mein Bierglas demonstrativ vorbildlich auf das Untersetzerchen, das mir meine Holde hingelegt hatte, und hoffte auf ein bisschen Lob. Ich dachte, das mit dem dämlichen Ratgeber wäre mittlerweile vom Tisch. Aber da darf man bei Brigitte nie drauf vertrauen. Sie vergisst nichts! Es geht wochenlang gut, auch mal Monate. Aber dann, wenn man überhaupt nicht damit rechnet, holt sie das Thema wieder aufs Tableau.

Es war vorletzten Sommer, da murmelte sie mal beim Abwasch so nebenbei, wie das mit Solar auf dem Dach ist. Ob man da wohl als Mieter selbst aktiv werden und was machen könne, wie die Bedingungen und Regeln wären und ob es Förderung gäbe. »Da müsste man sich mal erkundigen, Günter!«, ließ sie nebenbei fallen, um

mich gleich danach zu maßregeln, dass ich die Vase stehen lassen und lieber das Besteck abtrocknen solle, weil das nicht gleich kaputtginge, wenn ich Plasterkopf es fallen ließe. Das war alles, ich sag Sie das, wie es ist, danach hat sie nie wieder das Wort »Solar« in den Mund genommen.

MAN – MÜSSTE – MAL. Dreifacher Konjunktiv. Das ist für mich wie nicht gesagt!

Es ging auch gut, bis zu diesem Nachmittag, als sie mit Doris beim Pilates war. Hinterher bechern sie gern noch ein Glas Spumante auf dem Balkon und tratschen ein bisschen. Sollen sie, man lebt nur einmal ... solange es pünktlich Abendbrot gibt und Doris halbwegs nüchtern aus dem Haus ist, ist mir das egal. Sie nippten also gerade an ihrem süßen Sekt, da rief Brigitte wie aus heiterem Himmel nach mir. Meist muss ich dann eine Hummel verscheuchen (nicht erschlagen, wegen der Bestäubungsleistung, nur verscheuchen!). Aber heute ging es gar nicht um eine Hummel, sondern ihr kam in den Sinn, was wohl aus der Solaranlage geworden war. »Da haben wir doch neulich drüber gesprochen, Günter, du wolltest dich doch mal erkundigen und beraten lassen. Was ist denn nun damit? Hast du Unterlagen angefordert oder mal mit jemandem gesprochen?«

Ja, so ist das mit Brigitte. Sie sagt nebenher »da müsste MAN sich mal erkundigen«, und es klingt ganz unverbindlich, heißt aber in ihrer Sprache: »Günter, du kümmerst dich, ich frage jetzt nicht jeden Tag nach, aber WENN es mir in einem halben Jahr wieder einfällt, erwarte ich, dass das geklärt ist.«

So war das auch jetzt mit dem »Ort des Kennenlernens«. Vor ein paar Tagen hatte sie das schon mal fallen lassen, und nun, wo ich dachte, es wäre Gras über die Sache gewachsen, kam so ein Schaf in Form der Autorin eines Eheratgebers und fraß es wieder weg.

»Ja, natürlich weiß ich das. Wie könnte ich das vergessen? Unser erster Schultag! Die Volksschule in Altgrömersleben, du hast in der Bank vor mir gesessen, hattest diese hübschen Zöpfe und hast mir vom ersten Tag an gefallen.«

»Das war Monika. Ich hatte einen Pferdeschwanz und saß ganz hinten.«

Ich nahm einen Schluck Bier, und Brigitte guckte böse auf den Untersetzer. »Da! Ein Wasserrand. Der wäre jetzt auf dem Tisch!«

Sie fiel wieder in den Fernsehansagerinnenton und las weiter aus dieser Beziehungsfibel vor.

»Besuchen Sie gemeinsam den Ort Ihrer ersten Begegnung.« Brigitte brach sofort ab und rief begeistert: »Günter, das machen wir! Wäre das nicht schön? Lass uns nach Altgrömersleben fahren und unsere alte Schule angucken!«

Nach allem, was ich beim Durchblättern so an Übungen gesehen hatte, erschien mir das nicht als der allerschlimmste Vorschlag, und ich sagte zu.

Aber es kam ganz anders.

Denn dann rief Mutter an. Ob wir nicht mal wieder vorbeikommen wollten auf Besuch, es gäbe was zu besprechen.

Meine Mutter lebte zu der Zeit noch allein in ihrem kleinen Häuschen oben in Mecklenburg, sehr ruhig ge-

legen. Da war Gegend, viel Gegend. Ich kenne die gut, ich bin da schließlich aufgewachsen. Man kann sich auch nicht verirren, denn das Land liegt flach da und versteckt sich nicht. Und mitten in dieser Gegend stand mein Elternhaus.

Mutter eröffnete uns, dass sie ins Damenstift übersiedeln wollte. Damenstift ist hochgestochen, es ist im Grunde genommen ein Altenheim. Aber Mutter mag das Wort nicht. Die Leute verbinden damit Viererzimmer und Bettpfanne, dabei ist es da so, dass jeder Bewohner ein eigenes Zimmer oder sogar Apartment hat. So erzählte sie jedem, sie ginge ins Damenstift. In ihrem Alter darf man das. Es wäre noch allein gegangen, aber sie hatte das aus freiem Willen so entschieden und wollte es von sich aus. Die ist so eine, die weiterdenkt und die Dinge klar sieht.

»Ich bin jetzt Mitte 80«, hat sie gesagt und dabei frech gelogen, denn sie war 91, »besser wird es nicht. Der Rücken zieht, die Augen werden trübe und die Birne matschig. Jetzt kann ich denen im Heim noch Gang machen und ihnen sagen, wie sie mich zu behandeln haben. Wenn ich aber noch lange warte, liege ich nur noch im Bett und warte auf den Tod. Das sehe ich gar nicht ein. So teuer, wie der Platz ist, will ich den auch ein bisschen abwohnen und mal im Park sitzen und die anderen beim Canasta beschupsen.«

Ich war genau wie Brigitte erst mal baff, aber dann erleichtert, und wir haben ihre grundvernünftige Einstellung mit Respekt bestaunt. Später haben wir dann rausgekriegt, dass sie nachts schon zweimal hinklabaustert war beim Austreten, da hat sie es wohl mit der Angst

bekommen so allein. Es ist ja auch das Vernünftigste, und es geht ihr gut da.

Nachdem sie ins Heim übergesiedelt war und dort am dritten Tag den Kopf der Kaffeetafel erobert hatte, mussten wir uns überlegen, was mit dem Häuschen geschehen sollte. Brigitte riss sofort die Hände hoch und stellte, ohne, dass ich auch nur hatte fragen müssen, klar, dass sie unter keinen Umständen »in die Pampa ziehen« würde, wie sie sich ausdrückte. Es war auch keine Rede mehr von Beziehungsarbeit und »besuchen Sie den Ort Ihrer ersten Begegnung«. Das Haus sollte verkauft werden und fertig.

Für Brigitte war das leicht. Sie und Mutter waren sich noch nie grün. Mutter stellte Brigitte anderen Leuten immer als »Das ist Günters erste Ehefrau« vor. Das ist formal richtig, denn Brigitte ist meine erste und einzige Ehefrau, es erweckt aber den Eindruck, dass wir geschieden sind. Die beiden Damen gingen sich aus dem Weg, sooft es möglich war. Weihnachten kommt uns Mutter immer für drei Tage besuchen, aber wenn es darum geht, zu ihr nach Mecklenburg zu fahren, reise ich fast immer allein. Brigitte war so gut wie nie da draußen gewesen seit unserer Schulzeit und hatte auch keinerlei Bindung mehr. Meist kam sie nicht mal mit zu Mutters Geburtstag. Oft hat sie arbeiten müssen, aber alle paar Jahre fällt so ein Tag eben auf einen Sonntag, und da hatte nicht mal Brigittes Kaufhalle auf und sie keine Ausrede parat, da musste sie mit.

Es ist nur gut eineinhalb Stunden weg von Berlin, und für andere wäre es das perfekte Wochenendhaus. Brigitte ist jedoch ein Stadtmensch. Für die riecht es

nach Kuh, sobald sie nur einen Kilometer vom Ku'damm weg ist. Höhö. Wenn es nicht nach Kuh stinkt, dann nach Pferd, ganz sicher aber hat sie von den Pollen verquollene Augen wie ein Boxer nach zwölf Runden im Ring mit Klitschko.

Kurzum, die kriegte ich nicht aufs flache Land, auch nicht übers Wochenende. Und dafür wäre das ideal gewesen – so lang ist die Fahrt nicht, und als Wochenendhaus ist Mutters Hütte wie gemacht. Aber ich bin lange genug verheiratet, um zu wissen, was ich zu denken habe, und deshalb haben wir uns zum Verkauf entschlossen. Da musste natürlich vorher ein bisschen »klar Schiff« gemacht werden. In ihr kleines Stübchen im »Haus Rosengarten« konnte Mutter nur wenige Sachen mitnehmen, und was sich im Laufe eines langen Lebens ansammelt, wenn man ein Haus mit Grundstück hat, das ahnt man ja nicht mal. Ich bin deshalb sozusagen »in die Sommerfrische« gefahren und in mein Elternhaus eingezogen. Das ständige Hin-und-her-Fahren von und nach Berlin wäre doch zu stressig geworden, erst recht bei dem Verkehr heutzutage. Die rasen doch alle rücksichtslos! Und wenn sich das mischt mit Sonntagsfahrern, die die schöne Landschaft angucken wollen, na, dann gibt es eine Verkehrslage, die ist nicht gut für meinen Blutdruck.

Das war auch gerade die Zeit, als sich bei uns zu Hause die Ereignisse überschlugen. Brigitte hatte sich auf ihren Ruhestand, der eigentlich ein Vorruhestand ist, sehr gefreut. Aber das ist ein Unterschied, nicht nur finanziell, ich sag Sie das! Es gestaltete sich wirklich schwierig. Irgendwie hatte sie wohl nicht erwartet,

dass ich auch zu Hause sein würde. Ich kann es der Frau schon seit Jahren nicht recht machen, aber wir hatten diese ... Missstimmung? Kann man das so sagen? Wir hatten diese Missstimmung immer auf den Stress geschoben. Sie schuftete bis spätabends, ich malochte in Schichten, da ist jeder ständig fertig, müde und mit den Nerven runter. Wir hatten an unterschiedlichen Tagen frei, und ich sage Sie das, wie es ist: Hätte ich mir was angelacht nebenher, es wäre nicht aufgefallen. Wir hatten so schon keinen Überblick, wann wir alleine schlafen würden. Manche Abende war es eine Überraschung für Brigitte, wenn ich nicht zum Dienst ging, sondern neben ihr im Bett liegen blieb. Sie hat aber nie was dagegen gesagt, nur manchmal, wenn ich nach einem der seltenen Skatabende bei Erbse ANGEBLICH geschnarcht habe, ist sie mit großem Auftritt und lautem Gezeter ins Wohnzimmer auf die Couch umgezogen und hat da gepennt.

Nun, wo wir beide Rentner geworden waren, wurde ihre Nörgelei aber nahezu chronisch. Ich war an allem schuld, und nichts, was ich machte, war richtig. Immer, wenn es mal wieder rauchte zwischen uns, schnappte sie sich diesen blöden Ratgeber und las demonstrativ darin. Ich empfand es als Frechheit, mir mit so was zu kommen. Da stand Schwachsinn drin, den irgendein verzweifelter Stück Rock verzapft haben musste. »Besuchen Sie zusammen eine Wahrsagerin«, pah! Wo kommen wir denn da hin?!

Noch hatte Brigitte nicht gewagt, mir ernsthaft irgendeinen Blödsinn davon vorzuschlagen, aber ich kenne sie lange und gut genug. Wenn die auf das richtige Kapitel stößt, geht es los.

Ich fand es schon deshalb gar nicht so schlecht, mal für ein paar Wochen aufs Land zu ziehen in Mutters Häuschen. Die Arbeit da musste sowieso erledigt werden, und im Hochsommer ist Berlin auch wirklich kein Ort, an dem man es gut aushalten kann. Wir hatten über Wochen hinweg keinen Regen und Temperaturen über 30 Grad. Die ganze Stadt stank nach von der Sonne versengter Hundeseche, und es war schwül und brennend heiß, und wenn ich mir dazu noch die ständige Meckerei meiner missgelaunten Brigitte vorstellte, erschien mir die Alternative – Mecklenburg mit lauem Seewind, frischer Luft und ländlicher Ruhe – irgendwie reizvoll. Sicher, ich hatte da viel Arbeit vor der Brust, aber das macht ja auch Spaß, und lieber schlafe ich abends müde vor Erschöpfung ein statt grummelnd und unzufrieden in einer brütend heißen Wohnung, in der das Bierglas auf einem Untersetzerchen steht.

Ich hatte wochenlang zu tun. Wie gesagt, was sich da so im Laufe eines Lebens ansammelt, darf man nicht unterschätzen. Mutter war 91, und sie wurde dort geboren. In der Scheune lagerte noch Holz, das ihr Großvater gehackt hatte. Die Bäume mussten in der Bronzezeit gepflanzt worden sein, höho. Das habe ich alles kleingehackt, zersägt und unter die Leute gebracht. Ich hatte ja den Hänger am Auto, damit konnte ich sozusagen frei Haus liefern. Und wo heute jeder so neumodische Kamine einbaut, die einem das ganze Wohnzimmer vollrußen, fand das Zeug reißenden Absatz. Ich hatte einen Zettel ans Schwarze Brett im Supermarkt gehängt, dass ich Brennholz kostenfrei abzugeben hätte. Mutters Wählscheibentelefon stand gar nicht mehr still! Ich bin bald

einfach nicht mehr drangegangen, bin zurück in den Supermarkt und habe »50 Euro je Raummeter« als Preis dazugeschrieben. Es klingelte immer noch wie wild, und ich habe ein paar Scheine extra verdient.

Feine Sache, wo mich Brigitte doch sonst knapp hält mit Geld. Ich habe wohl Kontovollmacht, aber die ist eher so gedacht, dass ich da die Finger von zu lassen habe und nur im Fall des Falles ihre Beerdigung bezahlen kann. Irgendwo in der Geldkassette im Schlafzimmerschrank, da, wo auch der Impfausweis und der Reisepass liegen, ist wohl meine Geldkarte. Ich gehe da nicht dran, das gäbe nur Ärger. Ich kriege mein Taschengeld, ich will mich nicht beklagen. Aber so ein paar Euro nebenher, das ließ ich mir gefallen!

Auch im Haus habe ich aufgeräumt, auf dem Dachboden, im Keller, na, was eben so zu tun war. Man staunt ja, was andere Leute noch alles brauchen können! Ich wurde viel los über das Schwarze Brett, und manch einer, der wegen Vasen klingelte, ging mit Geschirr, Bildern und Tischdecken nach Hause. Ich ließ mir Zeit, mich hetzte nichts, und ich hatte hier ein Dach über dem Kopf und einen eingerichteten Haushalt, von dem ich nur das Stück für Stück weggab, was ich nicht brauchte.

Brigitte rief alle paar Tage an und schimpfte, weil ich kein Handy dabei hatte. Das fehlte mir noch. So weit kommt's noch, dass ich mit so einem Wischgerät rumlaufe und wie ein dressierter Affe auf einer Glasscheibe rumreibe. Nee, solange Mutters olles Bakelitlefon noch ging, konnte mich da jeder erreichen, der wollte. Und wenn ich nicht da war, hatte er Pech. Hat früher auch funktioniert. Wenn es wichtig ist, ruft er noch mal

an. So haben wir es bis vor ein paar Jahren alle geschafft zu überleben, und ich habe keine Zweifel daran, dass das auch noch länger gut geht. Ich mach mich doch nicht zum Sklaven der Technik, pah, nee! Am Ende greifen die nur die Daten ab und der Ami oder der Russe oder meinetwegen auch der Chinese weiß, wie lange ich bei Erbse am Tresen gesessen habe? Hört mir doch auf, da mache ich nicht mit.

Ich ließ mir Zeit. Mich zog es gar nicht zurück nach Berlin, ich kam hier prima zurecht. Mutter hatte alles da, Kühlschrank, Fernseher und sogar die alte Waschmaschine versahen vorbildlich ihren Dienst. Jawoll, da suppte zwar schon Wasser vorne aus der Tür, weil das Dichtgummi porös geworden war, aber das habe ich repariert. Die war wieder wie neu!

Das war auch gar nicht schlecht, dass ich hier war, denn so konnte ich ein, zwei Mal die Woche auch Mutter besuchen. Es gab da doch ein paar Probleme bei der Eingewöhnung. Nicht für sie, sie residierte da vom ersten Tag an wie Queen Mum und hatte sich sofort an die Spitze des Altenrudels gesetzt. Aber die anderen hatten doch die eine oder andere Schwierigkeit, sich mit ihr zu arrangieren. Nicht nur Mitbewohner, sondern auch die Schwestern und Pfleger. Eine Schwester weigerte sich, ihr Zimmer zu betreten, nachdem Mutter sie mit ihrem Gehstock geschlagen hatte. Mutter meinte, sie hätte sie nur angestupst. Da war es ganz gut, dass ich ab und an vorbeischaute und ihr half, sich einzufinden. Es war gar nicht so leicht. Sie musste das erst lernen, dass die Leute zwar zu ihrer Hilfe und Unterstützung da waren, sie aber nicht ihr Personal waren. Alte Leute ... aber was will

man sich aufregen, wir wissen doch insgeheim alle, dass wir mal genauso werden, ich sage Sie das, wie es ist!

Die Angestellten da waren mir sehr dankbar, dass ich Mutter ein bisschen bändigte und ihr ihre Grenzen aufzeigte. Na ja, und als ich die Leiste an ihr Nachtschränchen geleimt hatte, kam von der Heimleitung das erste Mal die erst noch spaßig gemeinte Bemerkung, dass ich wohl einen prima Hausmeister abgeben würde. Eine Woche später dann hat meine 91-jährige Mutter nachts um eins einen Tisch in die Mitte des Raumes gezerrt, einen Stuhl daraufgestellt und ist von dieser Konstruktion aus an die Lampe gekrabbelt, weil sie fand, dass es genügte, wenn ein Birnchen brennt statt drei. Der Strom wäre viel zu teuer. Sie hat sich nichts getan, nein. Sie hat den Pfleger, der sie da runterholen wollte, mit der Krücke abgewehrt wie ein Zirkusdompteur einen Löwen. Die sind da ja alle von Berufs wegen verständnisvoll und zeigen es nicht so schnell an, auch wenn die Krücke wirklich schlimme blaue Flecken hinterlassen hatte. Trotzdem meinte der Pfleger spaßeshalber, er hatte erwogen, ihr mit dem Blasrohr eine Beruhigungsspritze zu verpassen, um sie zu bändigen.

Ich konnte gar nicht umhin, ich musste der Bitte, ein paar Stunden in der Woche den Hausmeister zu geben, nachkommen. Ich ließ die auch nicht lange betteln, immerhin zahlten die nicht schlecht. Und wie ich schon sagte, so ein paar Scheine extra ... Allerdings wollten die es partout nicht in bar auszahlen, sondern aufs Konto überweisen, was ich natürlich mit Brigitte besprechen musste. Das ließ sie aufhorchen, dass ich hier Beschäftigung hatte, die mir Freude machte, und sogar noch ein

paar Kröten einbrachte. Das wollte sie ganz genau wissen. Es war kurz davor, dass sie hier angerückt wäre, ich konnte sie am Telefon kaum im Zaum halten.

Wenn Brigitte neugierig ist, ist sie nicht mit dem Lasso einzufangen. Als Doris ihren neuen Kerl das erste Mal zu Besuch hatte, wäre sie mir um ein Haar vom Balkon gefallen. Man kann nämlich, wenn man sich gaaaanz weit über die Brüstung lehnt, das Haus sehen, in dem sie wohnt. Ich erwischte Brigitte im letzten Moment an den Fußfesseln. Wäre die runtergeditscht, na, da hätte der Staatsanwalt MIR am Ende noch einen Strick daraus gedreht!

Derweil langweilte sich Brigitte offenbar in Berlin so sehr, dass sie allen möglichen Blödsinn machte. Man kennt das ja, ist die Katze aus dem Haus, tanzen die Mäuse auf dem Tisch. Eine Dessousparty hat sie gemacht mit den Mädels ihrer Walkinggruppe! Dessousparty ist im Grunde wie Tupper, nur mit Schlüpfern. Die Frauen schlabbern Sekt und lassen sich für teures Geld von einer »Beraterin« schweinchenfarbene Strapse andrehen. Ich kenne die, das ist die Vivien Lehmann. Die hat ein Sonnenstudio auf der Heckelstraße und sieht aus, als würde sie bei voller Leistung auf dem Bräter schlafen. Ich würde da ja nie reingehen in so einen Laden, aber als sie ihr fünfjähriges Jubiläum hatte, war ein Bericht in der Zeitung mit Foto, daher kenne ich die. Na, ich habe da nichts verpasst. Mich hätten die sowieso aus dem Haus geschickt, und ich wäre auch freiwillig gegangen. So weit kommt's noch! Wie Brigitte in Unterwäsche aussieht, weiß ich, sogar ohne, und von den anderen will ich das gar nicht wissen. Pah!

Brigitte hat aber nicht nur kratzende, viel zu knappe Unterwäsche gekauft (hat sie selber zugegeben!), sondern auch das Batiken angefangen. Ich war am Wochenende nach Hause gefahren, weil ich sie ehrlicherweise ein bisschen vermisst hatte. Es hieß aber dann nur: »Pass auf, tritt da nicht hin, reiß das nicht um, Vorsicht, das ist heiß« ... So richtig willkommen und zu Hause fühlte ich mich nicht. Die Wanne sowie alle in unserem Haushalt verfügbaren Eimer und Schüsseln waren mit buntem Wasser gefüllt. Man musste aufpassen, wo man hintrat. Wäre dieser Dreck ausgekippt, hätte sie ein Donnerwetter geschlagen, und selbstredend wäre ich schuld gewesen.

Mit Leidenschaft knetete sie auch Zeugs aus Salzteig. Die Pampe hat den Nachteil, dass sie billig ist und einfach herzustellen, deshalb töpferte Brigitte erst mit Gummihandschuhen, später auch hemmungslos ohne ganze Familien lustiger Zwerge, die in den Blumentöpfen sitzen mussten. Und Türkränze. Türkränze machte sie am liebsten, noch lieber als Glückssteine, die sie nach dem Brennen bemalte und mit Worten wie »Liebe«, »Geborgenheit« oder »Gelassenheit« bepinselte. Den Plunder bekam jeder, der zu Besuch kam, zusammen mit so komischen Säuselworten mit auf den Weg. Ich sah da keinen Sinn drin, Steine zu verschenken. Wenn ich jemanden mag, räume ich dem die Steine aus dem Weg und belaste ihn nicht noch zusätzlich mit welchen. Brigitte reagierte genervt und schimpfte, ich würde einfach nicht verstehen WOLLEN. Wie ich schon ahnte, es war mal wieder meine Schuld, und ich machte mich auf den Weg zurück nach Mecklenburg.